Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 10 (1930-1931)
Heft: 8

Rubrik: Politische Rundschau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 29.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

seiner Persönlichkeit und drückt diesen mindestens außerhalb seines Berufes, häufig auch in diesem selbst, durch.

Bezeichnend für das mehr persönliche als politische Freiheitsstreben des Engländers ist auch seine Wohnweise. Er verabscheut die Mietskaserne und erwirbt sich so bald als möglich miet- oder kaufweise sein Einfamilienhaus. Dieses ist mehr oder weniger wohnlich, nimmt aber nie die dürftige Form jenes in Frankreich so häufigen Kleinrentnerheimes an, das eher zwei übereinandergestellten Zimmern als einem Haus gleichsieht. Sozusagen nie fehlt dem englischen Heim das Badezimmer. Bei der zur Führung des Hauses notwendigen Arbeit fordert, wenigstens im dienstbotenlosen Haushalt, die Frau die eifrige Mithilfe des Gatten. Er gewährt diese ritterlich, obwohl er sich bereits tagsüber abgemüht hat, während seine Gemahlin in vielen Fällen stundenlang im Lehnstuhl saß und Kreuzwort-Preisrätsel löste. Im übrigen bringt er seine Mußezeit nach Möglichkeit in freier Luft zu, sei es, daß er den Hausgarten bearbeitet, auf Parliament Hill Drachen steigen läßt, einem Fußballmatch beiwohnt, oder vor allem selber einen Sport betreibt.

Diese Lebensweise hält der Engländer für nötig, um „fit" zu bleiben, d. h. ein vollkommen körperliches und geistiges Wohlbefinden zu bewahren, ohne welches er sich selber nicht richtig genießen kann. Im „Selbstgenuß" erblickt er aber seinen eigentlichen Lebenszweck. Daher auch seine Nerven-Hygiene. Unangenehme Gedanken, Empfindungen und Erinnerungen werden, wie der Schmutz von der Oberhaut, abgewaschen. Außerhalb der Arbeitszeit läßt man erst recht keinen Ärger an sich herankommen. Der Engländer will seine Muße haben, und er hat sie, denn allen Versuchen, ihn daraus zu vertreiben, stellt er eine unerschütterliche Gemütsruhe entgegen. Seine auf die natürliche, harmonische Entwicklung von Leib und Seele abgestimmte Erziehung setzt ihn dazu in die Lage, verleiht ihm jene stille Heiterkeit, die ihn stets zum Meister der Situation macht. —

Vielleicht könnten wir, ohne in blinde Nachahmung zu verfallen und unbeschadet unserer besonderen Eigenart, heute doch vom Engländer mancherlei lernen!

Politische Rundschau

Zur politischen Lage.

Die Denkwürdigkeiten des Fürsten von Bülow. — Das Bild des Kaisers. — Bülows eigene Gestalt. — Deutsche Vorkriegspolitik.

Für den Schreiber von Denkwürdigkeiten genügt es nicht, viel erlebt und gesehen zu haben, er muß auch noch erzählen können. Er muß das Geschilderte durch Einzelheiten anschaulich machen können. Er muß tatsächlich mehr bieten als die allgemeinen Umrisse. Um allen diesen Forderungen gerecht zu werden, muß der Schreiber, wenn er an wichtigen Ereignissen beteiligt war, zunächst einmal den nötigen Platz

zur Verfügung haben, dazu aber auch alles sagen dürfen und wollen, was er zu sagen hat. Derartige Denkwürdigkeiten können also — mit andern Worten gesagt — erst längere Zeit nach den geschilderten Ereignissen erscheinen, wenn die Rücksichten auf die Zeitgenossen dahingefallen sind oder dann nach dem Tode oder einer sonstigen Ausschaltung des Verfassers. Die allermeisten der nach dem Kriege über die Zeit vor und während dem Weltkrieg erschienenen Denkwürdigkeiten entsprechen gerade diesen Forderungen nicht und können deshalb nur ein beschränktes Interesse beanspruchen. Sie sind meist dürftig im Inhalt und abgesehen von wenigen den Verfasser besonders betreffenden Punkten wenig aufschlußreich. Die Hauptspieler bei den Ereignissen decken eben ihre Karten nicht ab, abgesehen natürlich von ein paar Ausnahmen.

Von diesen durchschnittlichen, wenig denkwürdigen „Denkwürdigkeiten" stechen nun sicherlich die Erinnerungen des Fürsten Bülow gewaltig ab. Schon rein nach dem Umfang haben wir es hier mit einem der größten Erinnerungswerke zu tun. Erschienen ist bis jetzt nur ein Band, die Jahre der Tätigkeit Bülows als Staatssekretär des Äußern und seine ersten Reichskanzlerjahre 1897—1903 umfassend. Er füllt rund 650 große Seiten. Zwei weitere Bände sollen die spätere Tätigkeit Bülows, ein vierter seine Frühzeit schildern. Das Werk wird also über 2000 Seiten umfassen. Auf dem Raum kann verschiedenes gesagt werden.

Und tatsächlich wird Verschiedenes gesagt! Man gewinnt den Eindruck, daß der in völliger Zurückgezogenheit lebende Bülow seine letzten Jahre dazu benutzt hat, alles zusammenzustellen, was für die Öffentlichkeit von Interesse sein konnte, vielleicht sogar noch ein wenig mehr. Er bringt viele Briefe ganz oder in Auszügen, mancherlei andere Dokumente. Er bringt so viele Einzelheiten, so scharfe Urteile über Mitarbeiter und Gegenspieler, daß man tatsächlich nicht viel mehr verlangen kann. Natürlich wird ja jeder Schreiber von Denkwürdigkeiten gewisse Dinge der Veröffentlichung entziehen. Im ganzen aber ist Bülow im Wegziehen des Schleiers von der jüngsten Vergangenheit weit, sehr weit gegangen. Es ist deshalb schon in dem ersten Band eine Unmenge von wissenswerten Tatsachen zu finden.

Dabei ist das Buch fesselnd, ja amüsant geschrieben. Bülow ist ein vorzüglicher Erzähler. Er bringt eine Unmenge Einzelheiten. Er schildert die auftauchenden Personen bis in kleine Eigenheiten hinein. Er flicht mit sichtlichem Vergnügen eine Unmenge von Anekdoten in die Schilderung der politischen Vorgänge. Alles, was seinen vielseitigen Interessen begegnet ist, findet in den Denkwürdigkeiten seinen Widerhall. Dadurch werden Verhältnisse und Persönlichkeiten vor einem lebendig, von denen sonst kaum etwas Näheres zu erfahren ist. Plastisch und anschaulich rollt sich einem das Bild der Tätigkeit des verantwortlichen deutschen Staatsmannes aus dem Anfang des 20. Jahrhunderts ab.

Kurz, die Denkwürdigkeiten Bülows sind sachlich äußerst bemerkenswert und dazu auch ein sehr unterhaltendes Buch.[1])

* * *

Welches ist nun aber das sachliche Hauptergebnis dieses ersten Bandes der Denkwürdigkeiten? Wenn man auch sein Urteil vorsichtig formulieren wird, da noch nicht das ganze Werk und leider auch nicht der Anfangsband vorliegt, so wird man doch drei Tatsachen feststellen können: Die Denkwürdigkeiten geben, gewollt oder ungewollt, klaren Aufschluß über die deutsche Politik des beginnenden zwanzigsten Jahrhunderts, sie erlauben aber auch ein Urteil über zwei der Hauptfiguren in dieser Politik, über Kaiser Wilhelm II. und über Bülow selbst.

Im schärfsten Lichte erscheint die bunt schillernde, widerspruchsvolle Gestalt Wilhelms II. Man kann nicht sagen, daß das Urteil Bülows über ihn aus einer wohlwollenden Gesinnung stammt, dafür waren zu viel persönliche Gegensätze vorhanden. Man kann aber auch nicht sagen, daß dieses Urteil gehässig sei; immer wieder versucht Bülow dem Kaiser auch in seinen guten Seiten gerecht zu werden. Aber trotzdem ist das Licht, das aus diesen Denkwürdigkeiten auf die Gestalt des deutschen Monarchen fällt, unbarmherzig hell. Man sieht klar, wie völlig und hoffnungslos unfähig der Mann für die Lösung seiner verantwortungsreichen Auf-

[1]) Verlag Ullstein, Berlin. Band I, in sehr guter Ausstattung Mk. 17.

gabe war. Ohne richtige Kenntnisse, ohne richtige Gehilfen blieb alles seinen Launen, seinen Leidenschaften, seiner maßlosen Sprunghaftigkeit überlassen. Unfähig in jeder Beziehung, hatte Wilhelm II. doch den Ehrgeiz, überall selbst mitzuarbeiten, überall selbst zu entscheiden und anzuordnen. Sehr empfänglich für Prunk und Schein, großen Wert auf alle Äußerlichkeiten legend, ging der Kaiser vor allem darauf aus, zu imponieren. Völlig überzeugt von seiner Unfehlbarkeit und seinem Allesbesserwissen, griff er immer wieder, ohne seine Ratgeber zu befragen oder zu verständigen, in die wichtigsten Staatsgeschäfte ein. Er richtete mit dieser ganzen Art unendlichen Schaden an, den nur ein festgefügter Staat äußerlich anscheinend so vollständig überstehen konnte. Kaiser Wilhelm hat redlich mitgeholfen und mitgewirkt, um Deutschland in die verhängnisvolle Lage von 1914 hineinzutreiben. Er ist einer der Hauptverantwortlichen am deutschen Unglück. Das alles springt einem bei dem Durchgehen der Denkwürdigkeiten Bülows immer wieder in die Augen. Aber ebenso klar wird es, wie viel Mitverantwortung an diesem Unglückskurs die nächsten Ratgeber des Kaisers hatten. Schmeichler und Speichellecker der übelsten Sorte waren unter ihnen zahlreich genug, umso seltener aber die Männer, die aufrecht für ihre Überzeugung und ihre Sachkenntnis einzutreten wagten. Zudem aber gab es unter diesem Kreis der Höflinge sehr wenig wirklich tüchtige und sachverständige Leute, die von einer Leidenschaft für die Sache beseelt waren. Das entschuldigt manchen Mißgriff des Kaisers, wenn man auf der andern Seite auch sagen muß, daß er ja diese Leute ausgelesen hatte.

Noch eines aber geht mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit aus Bülows Denkwürdigkeiten hervor: Es ist vollständig ausgeschlossen, daß dieser Kaiser die ihm von der Ententepropaganda der Kriegszeit zugeschriebene und teilweise heute noch geglaubte Rolle des Kriegshetzers und Kriegstreibers gespielt hat. Nichts entsprach seiner Natur mehr als der Friede und trotz allen Säbelrasselns dachte er nie ernsthaft an einen Krieg. Geradezu absurd aber ist es, von einem solchen Manne eine planmäßige Kriegspolitik zu erwarten. Nein, das Schuldkonto Wilhelms II. liegt ganz anderswo, da, wo er nur dem eigenen Volke Rechenschaft schuldig war.

* * *

Fast ebenso klares Licht aber wie auf die Gestalt Wilhelms II. fällt auf die Gestalt Bülows selbst. Zwar muß man hier natürlich zum endgültigen Urteil selbstverständlich das Erscheinen des vollständigen Erinnerungswerkes abwarten. Aber schon nach diesem einen Band stehen gewisse Eindrücke unverrückbar fest.

Zunächst einmal ist der Band ein schlagender Beweis für die hohen geistigen Qualitäten des deutschen Staatsmannes. Ein Mann, der in so hohem Alter ein derart geistreiches Buch schreiben konnte, muß außerordentliche Fähigkeiten besessen haben. Seite für Seite treten einem die Beweise für den scharfen Verstand, die umfassenden Kenntnisse und geistigen Interessen Bülows entgegen. Kunst, Literatur, Wissenschaft fesseln ihn in gleicher Weise. Auf allen Gebieten besitzt er solide Kenntnisse. Damit geht zusammen eine scharfe Beobachtungsgabe für Menschen und Dinge, eine auf langen Auslandsdienst und weite Reisen gestützte Vertrautheit mit fremden Ländern und Denkweisen, wie man sie selten findet. Ein fabelhaftes Gedächtnis ermöglichte Bülow, die Eindrücke an die zahllosen, ihm begegnenden hochgestellten Persönlichkeiten getreu festzuhalten. Ganz besonders hervorstechend aber ist der Sinn für Anekdoten, die das ganze Buch durchziehen. Man begreift es unter solchen Umständen wohl, daß Bülow als unerschöpflicher und geistsprühender Gesellschafter und Plauderer seinesgleichen nicht fand.

Aber ebenso deutlich wie der sprühende Geist wird einem das geringe sachliche Interesse. Wohl war Bülow ein guter Patriot, der die Sache seines Landes nach bestem Wissen und Gewissen vertrat. Aber die Leidenschaft für die politischen Probleme, jene tiefe Leidenschaft wie sie Bismarck kennzeichnete, die fehlte ihm. Wie wenig tritt in den Denkwürdigkeiten das deutsche Volk mit all seinen großen politischen Aufgaben hervor. Wie wenig tritt der deutsche Staat in seiner mächtigen Entwicklung, seinen drängenden Aufgaben und seiner so sehr gefährdeten Lage hervor. Wie wenig Beachtung finden die großen politischen Strömungen der Nachbarstaaten Beachtung. Kurz, der Untergrund der Politik scheint für Bülow kaum existiert zu haben.

Dafür aber schwamm er in der diplomatischen Gesellschaft, in den Hofkreisen mit Behagen herum. Hier war er in seinem Element als gewandter Gesellschafter und Plauderer. Hier fand er reichen Zuwachs für seine unerschöpfliche Sammlung von Anekdoten und Histörchen. Hier fand er aber auch die dankbaren Zuhörer und Bewunderer. Dieser Charakterzug Bülows hängt offenbar eng zusammen mit seiner Eitelkeit. Zwar unterläßt er nie, die Wertlosigkeit der höfischen Ehren, die Lächerlichkeit der Ordensverleihungen, den geringen Wert der von allen Seiten an einen einflußreichen Mann herangetragenen Beweihräucherungen zu betonen. Aber trotzdem verzeichnet er in aller Ausführlichkeit jede ihm zugefallene „Ehrung" dieser Art mit sichtlichem Genuß. Wieso hätte er sonst sein Buch mit all diesen Dingen beschwert, die sicher einen sehr geringen Wert für den Leser, ja überhaupt keine sachliche Bedeutung haben?

All das erklärt nun auch die Haltung Bülows als verantwortlicher Staatsmann. Man gewinnt aus seinen Schilderungen durchaus den Eindruck, daß er keinen Begriff hatte von dem Ernst der Lage. Mit lächelnder Unbekümmertheit thronte er in seinem hohen Amte. Er versuchte die Dummheiten seines kaiserlichen Herrn unwirksam zu machen. Er suchte nach allen Seiten die diplomatischen Beziehungen erträglich zu erhalten. Es ist aber beim besten Willen nicht möglich, seine Staatskunst anders als ein System von Aushilfen zu kennzeichnen. Er glitt über die Schwierigkeiten des Tages hinweg ohne ein Bild der Zukunft, ein klares Ziel zu haben. Eine derartige Politik kann ein gesättigter Kleinstaat betreiben, der niemand hemmt und froh ist, wenn er in Ruhe gelassen wird. Für ein großes Reich aber, dessen Wirtschaft eine rastlose Ausdehnung aufwies, muß eine solche Politik des Fortwurstelns verhängnisvoll werden. Es zeigt sich eben in dieser Haltung, daß Bülow in der Hauptsache ein Diplomat nach dem Schlage des 18. Jahrhunderts an den zahlreichen Höfen jener Zeit war. So geht gerade aus dem Werk, das er zu seiner Rechtfertigung als Staatsmann zusammengestellt hat, mit aller Deutlichkeit hervor, daß er kein Staatsmann von großem Ausmaß war. Er ist nicht eine Gestalt, die im Kampf um eine große Idee in vergeblichem Ringen untergegangen ist. Bülow war einfach ein „Diplomat". Und das war eben zu Deutschlands Unglück in jener Zeit und an solcher Stelle zu wenig.

So klar aber auch dieser Eindruck aus dem Buche ist, noch viel klarer wird einem dabei, daß auch ein solcher Mann für die Deutschland zugeschriebene planmäßige Politik des Imperialismus nicht geeignet, in seiner Art ebensowenig geeignet dazu war wie Wilhelm II. Zu solchen Plänen hätte ein Kopf wie Tirpitz gehört. Auch Bülow ist also sicher an dem, was im Versailler Vertrag auf Deutschlands Schuldkonto geschrieben wurde, vollkommen unschuldig.

* * *

Ist so der Zweck der Denkwürdigkeiten Bülows als große Rechtfertigungsschrift für seine eigene Sache als verunglückt zu betrachten, so spricht dafür das Werk umso deutlicher gegen die Deutschland von der Ententepropaganda der Vorkriegs- und Kriegszeit zugeschriebene machiavellistische Politik. Die Politik Bülows war kein planmäßiges Hinarbeiten auf einen Krieg und eine Hegemonie, sie war im Gegenteil so friedlich wie nur möglich.

Völlig vergeblich aber sucht man Ziel und Plan. Alle Anstrengungen der Diplomaten liefen einfach darauf hinaus, die Stellung durch Behebung der augenblicklichen Schwierigkeiten für den Augenblick zu behaupten. Dabei ist nicht zu übersehen, daß schwerwiegende Fehler begangen wurden. Auch Bülow hat nicht eingesehen, daß das Verhältnis zu England so oder so der Klärung bedurfte. Er ließ alles in der Schwebe und verwendete seine Hauptarbeit darauf, die Dummheiten des Kaisers zuzudecken und zu verwischen. Wohin hoffte er denn damit zu kommen? Man gab sich dabei in der deutschen Politik über alle die Kräfte, die gegen Deutschland arbeiteten, keine Rechenschaft und ebensowenig über das Unbehagen, das die sprunghafte Art der deutschen „Staatskunst" überall hervorrufen mußte.

Man kann also in der deutschen Vorkriegspolitik wohl von Versagen und Ungeschick sprechen, aber nicht von Kriegstreiberei und Eroberungswillen. Etwas

Dämonisches gar, wie es Daudet und Maurras darin finden, ist mit bestem Willen nicht zu entdecken.

Aarau, den 9. November 1930.

Hektor Ammann.

Französischer Brief.

Man hat sich in Frankreich daran gewöhnt, das Rad der Weltgeschichte nur dann drehen zu sehen, wenn in Paris die Kammer tagt. Für den mittleren und sogar den Franzosen schlechthin setzt also mit dem 4. November die hohe Politik wieder ein: der Egozentrismus ist so kindlich-naiv, daß man schließlich lächeln und verzeihen muß.

Dafür bleibt aber doch die Tatsache bestehen, daß die französische Kammer der stärkste sichtbare Exponent der nationalen Politik ist; daß also wenigstens nach Außen hin die politischen Probleme erst ihre Form, Zuspitzung und Lösung erhalten können, nachdem die republikanischen Garden dem eröffnenden Kammervorsitzenden wie einem richtigen Souverän mit Trommelwirbel und Gewehrsalut gehuldigt haben. Finden wir uns also mit dieser Allerweltsfiktion ab und beginnen wir unsern politischen Spaziergang ordnungsgemäß damit, daß wir die gegenwärtige französische Kammer auf Herz und Nieren prüfen.

Sie ist, wie man weiß, aus den Maiwahlen von 1928 hervorgegangen, die im Grunde keine Wahlen waren, sondern ein Plebiszit: Hätte Poincaré die Seele eines dritten Napoleon gehabt, so wäre es ihm ein Leichtes gewesen, das Beispiel des berühmten Abenteurers zu wiederholen. Denn von 607 Abgeordneten waren nicht weniger als 440 in seinem Zeichen, mit der gelben lothringischen Rose im Knopfloch, gewählt worden, und Frankreich besaß wiederum eine „unauffindbare Kammer", wie vor einem Jahrhundert unter dem Herzog Decazes. Aber Poincaré ist ein alter Republikaner, ein Mann des Gesetzes; sein einziger Ehrgeiz war, bei den kommenden Geschlechtern als „Retter des Frankens" zu gelten, und so behielt er die magische Formel der nationalen Konzentration mit Briand, Herriot und Marin bei, trotz der stark verschobenen Mehrheit. Er bedachte dabei nicht, daß diese Formel immer mehr an Sinn und Inhalt verlor; daß sie zudem unweigerlich zu einer Diktatur der Rechten führt, die letzten Endes die gesamte finanzielle, wirtschaftliche und ideologische Rüstung der französischen Nation tragen. Auf dem Parteitag von Angers im November 1928 zogen die Radikalen die einzig mögliche Schlußfolgerung, indem sie ihren Führer Herriot zum Austritt aus der Regierung zwangen: die Provinz machte plötzlich nicht mehr mit. Dadurch war der Poincarismus wieder einmal abgetan; denn was übrig blieb, war nichts als ein reaktionärer Torso, und der lothringische Fürst mochte seine Ärzte segnen, die an ihm plötzlich die Dringlichkeit eines chirurgischen Eingriffs erkannten. So verschwand mit der Sache auch das Symbol, und die französische Kammer sah sich des Zeichens beraubt, unter dem sie gewählt war: in jedem andern Lande wäre die Auflösung der einzig mögliche Weg gewesen. Aber dazu ist die Zustimmung des Senats erfordert, und diese eifersüchtige Körperschaft hat an dem Experiment des Marschalls Mac-Mahon vom Jahre 1877 genug. So machte sich Herr Doumergue, dessen Hauptsorge darin besteht, unter allen Umständen die Sozialisten von der Regierung fernzuhalten, auf die Suche nach einem „Siegfriedkabinett"; er fand es nach mancherlei Wechselfällen in dem Doppelgespann Tardieu-Briand, wobei Briand als König Gunther die äußeren Gesten macht, während Tardieu als Siegfried die eigentlichen Taten vollbringt. Nur mit dem merkwürdigen Unterschied: Die Taten stimmen in den meisten Fällen nicht mit den Gesten überein, und so kommt es vor, daß man plötzlich einen schmerzlichen Stich verspürt, wenn man die ausgestreckte Hand ergreifen will. Aber gerade dieses seltsame Schauspiel liegt tief im Charakter der französischen Nation begründet: Ein ausgezeichneter Kenner, André Siegfried, vergleicht sie in einem interessanten Aufsatz („Revue de Paris", 1. Oktober) mit einem holländischen Käse,

dessen Rinde rot, dessen Inneres dagegen weiß ist; „durch einen merkwürdigen Gegensatz steht der Franzose politisch links und sozial rechts, und das ganze Problem besteht darin, die beiden Tendenzen, die logisch unvereinbar sind, miteinander zu verbinden".

Poincaré hat vermöge seiner Mystik dieses Kunststück eine Zeitlang fertig gebracht; er war Sancho Pança, der des Don Quichote Kasse hütete. Mit Tardieu-Briand stoßen die Gegensätze mit aller Wucht aufeinander: daher das „malaise" der heutigen Kammer, die tatsächlich nicht weiß, welchem Heiligen sie folgen soll. Der Riß zwischen der Hauptstadt Paris und der Provinz wird immer größer: in Frankreich stets das Zeichen einer nahenden Krisis. Der sozialistische Süden grollt, das radikale Zentrum hat der „Pfaffenwirtschaft" genug, die Arbeiterschaft des Nordens wendet sich gegen die soziale Reaktion: Paris allein steht fest. Wie lange noch? Jedenfalls schmiedet die gesamte Linke zum Angriff ihre Waffen. Der radikal-sozialistische Parteikongreß in Grenoble faßte nach dem unvermeidlichen Zusammenstoß der Sozialistenfreunde und -Gegner den weisen Beschluß, sämtliche Türen weit offen zu lassen und „den Umständen gemäß" zu handeln; die Sozialisten ihrerseits haben ihren Wein womöglich noch mehr verwässert und könnten sich in den meisten Provinzen ebensogut die Partei der Kleinbürger und Eigentümer nennen. Wie weit dieser wichtige Prozeß bereits fortgeschritten ist, lehrt die jüngst erfolgte Ersatzwahl im Pariser Viertel Belleville, wo nach dem ersten Gang ein Kommunist aussichtsreichster Bewerber blieb. Die Sozialisten schreckten nicht davor zurück, sämtliche nationalistischen und reaktionären Stimmen einzufordern, so daß schließlich ihr Kandidat gegen den „Klassenbruder" siegte. Der Führer des linken sozialistischen Flügels, Zyromski, gab daraufhin seine Entlassung als Generalsekretär des Seineverbandes; aber es ist dies nichts weiter als eine platonische Demonstration, die an den großen Richtlinien der Partei nicht das Mindeste ändern wird. Der französische Sozialismus bereitet sich ebenso zielbewußt wie energisch vor, nach den Wahlen von 1932 die Zügel der Regierung zu ergreifen; zweifelsohne wird er einen solchen Machtzuwachs verzeichnen können, daß es schwer hält, ihn dauernd von den Geschäften zu entfernen, zumal ein solcher Schritt gar nicht so bedenklich ist, wie er aussieht. Sein stärkster Trumpf ist nach wie vor Aristide Briand, der 1924 bereits durch seine Rede in Carcassonne die Morgenröte des sozialistischen Kartells verkündete; es erscheint sehr wohl möglich, daß er in 15 Monaten eine ähnliche Rolle spielen wird. Denn gerade hier wirkt die optische Täuschung am stärksten: durch den ungeheuren Pariser Pressesturm hat man sich nach und nach davon überzeugen lassen, daß der alte Fischer von Cocherel wieder einmal gut täte, zu seinen Netzen zurückzukehren und einen günstigeren Augenblick zu erwarten. Es ist dies, wie betont werden muß, ein starker Irrtum: denn erscheint Paris, das ihn nie liebte, von Briand abgefallen, so hat ihm die Provinz ihre alte Begeisterung bewahrt, und wenn Tardieu unklug genug ist, diese kleine Einzelheit zu übersehen, wird die Strafe nicht ausbleiben. Ob sein Kabinett in nächster Zukunft steht oder fällt, hängt nahezu ausschließlich von Briand ab: er bildet mit seinen Getreuen das Zünglein an der Wage.

* * *

In den ersten Novembertagen werden also in der französischen Kammer ein halbes Dutzend Interpellationen verlesen, die auf die Außenpolitik des Landes Bezug haben. Man behauptet, Briand sei auf seinem Posten neben Tardieu; seine Krankheit war halb diplomatischer, halb morbider Natur. Trifft diese Versicherung zu, so ist mit einer Niederlage des Außenministers nicht zu rechnen; denn dafür hat er seine berühmten „Antennen". Es wird auch gesagt, die nationalistischen Widersacher seien über Nacht merkwürdig zahm geworden; André Tardieu ist als Dompteur nicht so schlecht. Trotzdem werden wir ohne Zweifel eine pathetische Rede Franklin-Bouillons hören, und eine nicht minder leidenschaftliche Intervention Louis Marins. Aber wie die Dinge heute liegen, ist diese ganze Offensive eher als Entlastung des Außenministers zu deuten, denn als Anklage; auf diese Weise werden ihm gewisse Darlegungen erspart, die er aus diplomatischen Gründen nicht persönlich machen darf, über deren Tragweite sich jedoch kein Ein-

geweihter täuscht. Eine solche Verteilung der Rollen ist bei den Franzosen, denen das Dramatische im Blute steckt, von jeher sehr beliebt gewesen. Franklin-Bouillon wie Marin wissen sehr wohl, daß das Schicksal Briands mit dem Tardieus aufs Engste verknüpft ist; daß man nicht den einen stürzt und den andern hält. Sie werden also im Augenblick der Abstimmung, die ja jetzt schon durch einen für Frankreich ganz ungewöhnlichen Fortschritt zum großen Teil elektrisch erfolgt, ihre Mannen genau zählen, damit die Regierungsmehrheit gesichert bleibe. Am liebsten sähen sie es natürlich, wenn die Radikalen in der Außenpolitik für Briand einträten; auf diese Weise könnte die gesamte U. R. D. gegen den Mann von Locarno stimmen und auf Grund dieses Votums im ganzen Lande eine gewaltige Kampagne eröffnen. Weigern sich aber die Radikalen, ihnen diesen Liebesdienst zu erweisen, so muß eben die bittere Pille geschluckt werden, deren Nachgeschmack Tardieu übrigens in liebenswürdiger Weise versüßen wird.

Es erübrigt sich, auf das Leitmotiv dieser Doppelpolitik jetzt noch näher einzugehen: die „Befriedung Europas" durch Garantieverträge, durch Schiedsgerichtsbarkeit und Abrüstung, welch letztere natürlich die „französische Sicherheit" zur Voraussetzung hat; die „Unantastbarkeit der Verträge", die zu schützen man vorerst noch bis zu den Zähnen gerüstet sein muß; die „Kriegs- und Haßschreie", die durch Europa gellen, als Antwort auf Frankreichs Friedfertigkeit: diese ganze Sinfonie wird erneut zu Gehör gebracht, wobei das Cello Briands die Mollpassagen, die Posaune Tardieus die Partien in Dur übernehmen werden. Sehen wir uns lieber, statt auf diese wohlbekannten offiziellen Akkorde zu hören, ein paar nicht unwichtige Strömungen an, die im Lande des feinen politischen Fingerspitzengefühls nicht so leicht an die Öffentlichkeit gelangen.

Eine lärmende Ausnahme davon machte allerdings die Offensive Hervés, über die man sich daher auch mehr im Ausland als in Frankreich selber aufregte. Die Persönlichkeit des alten Revolutionärs und Leiters der „Guerre sociale" ist bekannt; nachdem er die Trikolore auf einem Misthaufen aufpflanzen wollte, schwang er sie, fast mit den weißen Lilien der Bourbons zusammen, in überpatriotischer Begeisterung an jedem Morgen in seiner „Victoire", und wenn über die Boulevards eine ganz besonders hirnverbrannte chauvinistische Idee flatterte, hatte sie ganz sicher den ehemaligen Professor zum Paten. Als dann nach dem Kriege die feierliche Versöhnung der Kirche mit der Laienrepublik zustande kam, als gar der Berichterstatter des Trennungsgesetzes, Aristide Briand, ganz offen mit der Kurie über den Abschluß eines neuen Konkordates verhandelte und darob von dem Staatssekretär Gasparri gesegnet wurde, als endlich die chauvinistische „Action Française" samt ihrem Anhang in den großen Bann getan, indes die katholischen jungen Demokraten Marc Sangniers und des Abbé Trochu die Briand'sche „Verständigungspolitik" unterstützten: da entdeckte der alte Hervé wiederum eine neue Seele in seiner Brust. Ohne das nationalistische Banner völlig sinken zu lassen, schwenkte er doch um seiner „katholischen Gefühle" willen in das Briand'sche Fahrwasser ein, und es gewährte manchmal einen recht komischen Anblick, wie er sich krampfhaft abmühte, den nationalistischen Hecht mit dem pazifistischen Hasen zu vermählen. Als die deutschen Wahlen mit einem Schlage in Europa eine völlig neue Lage schufen, versank er auf einige Wochen in tiefes Nachdenken; als dessen Ergebnis verkündete er dann den bekannten Plan eines deutsch-französischen Militärbündnisses mit entsprechenden Abänderungen der Verträge. Die Linke spottete, die Rechte war erst verblüfft, dann erzürnt, daß sie nunmehr in ihren Reihen einen „Unter-Rechberg" zählte; man mußte auch zugeben, daß der Plan, dessen völlige Aussichtslosigkeit in die Augen springt, von gewissen katholischen und großindustriellen Kreisen gebilligt wurde. Aber damit ist die politische Bedeutung des Vorschlags auch schon erschöpft, und es bleibt nur mehr die moralische: als Symptom nämlich für eine im französischen Volke gegenwärtig zweifelsohne weitverbreitete Stimmung. Dies ist viel wichtiger als Jenes, und gehört zu den starken unterirdischen Strömungen, die letzten Endes die großen Richtlinien der nationalen Politik bestimmen.

Kein Kenner der Verhältnisse kann die Tatsache leugnen: Der Franzose fühlt sich unsicher in seinem starken Haus. Man mag ihm Beruhigungspillen über

Beruhigungspillen reichen: er schluckt sie alle dankbar hinunter und spürt auch deren Wirkung, aber sie ist nie von langer Dauer. Er sieht mit Begeisterung den militärischen Apparat seines Landes, den gewaltigsten, den seit Rom die Welt geschaffen, hört stolz von all den Freundschaften und Bündnissen, dem ungeheuren Prestige, den das siegreiche Frankreich bis in die fernsten Länder besitzt: aber es bricht doch immer wieder die seelische Unruhe durch, die Furcht vor dem ungewissen Morgen, und diese Furcht kristallisiert sich unweigerlich um den einen Begriff: Deutschland. Lassen wir die psychologischen Grundlagen dieser Einstellung nebst der Frage nach ihrer Berechtigung bei Seite, um die Tatsache allein zu betrachten. Briand, der als Sohn des Volkes — sein Vater besaß eine Hafenkneipe in St. Nazaire, und er selber hat den Matrosen aus der Bretagne manchen Calvados eingeschenkt — die innersten Zuckungen seiner Nation besser erfaßt als irgend ein anderer französischer Staatsmann, verabreichte ihr in Locarno eine Droge, deren Massenwirkung noch heute nicht ganz nachgelassen hat; der Fehler lag darin, daß man glauben konnte, sie besitze unter allen Umständen absoluten Wert. Tatsache ist hingegen, daß Locarno nur unter bestimmten Bedingungen eine solche Bedeutung haben konnte: Einmal darf Frankreich in Europa keine andere Großmacht (als eventuell Deutschland) zum mutmaßlichen Gegner haben, und dann darf auch dieses Deutschland selber nicht sehr stark werden, sondern muß in einem gewissen Zustand der Schwäche, der materiellen wie besonders der moralischen, verharren. Beide Voraussetzungen waren zweifellos eine Zeitlang gegeben; sie fielen in dem Augenblicke, wo der italienisch-französische Gegensatz sich als unüberbrückbar erwies, und das deutsche Volk auch nach Außen hin deutlich zu erkennen gab, daß es nicht länger die Rolle einer mißhandelten Schachfigur spielen wollte.

Dies eben ist der schwerste Vorwurf, den man in Frankreich Briand macht: daß er im Grunde den „Geist von Locarno" nie recht verstanden habe. Ganz in der Ideologie der Linkskreise gefangen, habe er die Macht des Faschismus völlig unterschätzt, dessen Einfluß und Entfaltungsmöglichkeiten gering geachtet. Ein Vertreter Frankreichs in Genf und politischer Freund Briands, Paul-Boncour, bezeichnete Mussolini von öffentlicher Kammertribüne herab als „Faschingszäsar", ohne daß weder der Vorsitzende noch der Außenminister gegen diese Beschimpfung Protest einlegten. In einem kritischen Augenblick beschwor die französische Polizei auf Geheiß der politischen Stellen einen gewaltigen Skandal herauf, indem sie den faschistischen Lockspitzel Garibaldi, der aber auch zugleich im Dienste der französischen Linksparteien stand, verhaftete und aburteilen ließ. Briand selber hatte 1921 in Washington Italien die Flottenparität mit Frankreich zugesagt; seine Pflicht wäre es darnach gewesen, mit diesem Lande selbst um den Preis gewisser Opfer ein festes Bündnis zu schließen. Aber dies alles gehört der Vergangenheit an und ist heute kaum mehr gut zu machen: die Feindschaft Italiens wird auf die Debetseite geschrieben, und als vor wenigen Wochen faschistische Unterhändler den Pariser Boden auf die Möglichkeit einer Anleihe hin abtasten wollten, soll ihnen ein stark rechts eingestellter Politiker, der zugleich große finanzielle Interessen besitzt, geantwortet haben: „Frankreich hat gerade Geld genug, seine eigenen Kanonen und die seiner Freunde zu gießen."

Zu dieser italienischen Gefahr, mit der man längst gerechnet und sich beinahe abgefunden hatte, tritt nun die nationale Erstarkung Deutschlands, wie sie, ganz objektiv gesprochen, der Franzose im Ergebnis der letzten Reichstagswahlen erblickt. Keine noch so gewaltige Rüstung (auf die man nebenbei nicht verzichten will), kein anderweitiges Bündnis, kein Pakt, keine Freundschaft vermögen jetzt die tiefinnere Unruhe, die seelische Angst der Nation zu beschwichtigen. Umsonst betont man in Linkskreisen die Macht der deutschen Sozialdemokratie, weist man auf den gesunden Sinn des deutschen Volkes im allgemeinen hin, der sich bei Gewährung wirtschaftlicher und finanzieller Hilfe leicht besänftigen ließe; umsonst auch rasselt man auf der Rechten mit dem Säbel und sucht die Massen nach dem Beispiel des „Matin" durch militärische Machtentfaltung zu beruhigen. Es bleibt eine schwere, unausrottbare Sorge, und dies ist der Nährboden, aus dem ein Vorschlag wie der Hervés erwächst. Ihm werden ohne Zweifel noch andere folgen; die

neueste Kundgebung Mussolinis im Palazzo Venezia erzeugt in Frankreich Nachwirkungen, deren Wellenschläge sich erst nach und nach bemerkbar machen werden. Die nächste politische Aufgabe des Quai d'Orsay besteht darin, aufs Genaueste die Stimmung in Polen und bei den Balkanverbündeten zu erforschen; jetzt bereits hat die große Presse in diesem Sinne Anweisung erhalten, während die „Meinungsblätter" rechts und links eine viel offenere Sprache reden. Für die einen hat Frankreich durch seine unbegreifliche „Schwäche" Deutschland gegenüber ungeheuer viel verloren; die andern deuten an, daß im Interesse des Friedens jeder Staat, und in erster Linie die, die den Verträgen ihr Dasein verdanken, Opfer bringen müssen. Der Unterschied besteht im weiteren darin, daß in den politischen Plänen der Linken immer wieder hervorgehoben wird, Frankreich werde nur einem demokratischen Deutschland Zugeständnisse machen, während auf der Rechten Neigung besteht, nach dem Vorbild Hervés der nationalen oder gar nationalsozialistischen Bewegung entgegenzukommen; im allgemeinen scheint also Frankreich die gleichen Fehler zu wiederholen, die sich bereits bei der Behandlung Italiens aufs Schwerste rächten: nämlich eine reinliche Scheidung der Parteien oder des politischen Regimes zu machen und darnach sein Verhalten einzurichten.

Von allen französischen Staatsmännern ist nächst Herriot, der in absehbarer Zeit gar nicht in Frage kommt, Briand solchen Mißgriffen ohne Zweifel am meisten ausgesetzt; aber ebenso unleugbar ist, daß sein Abtreten von der politischen Bühne im gegenwärtigen Augenblick die schwersten internationalen Erschütterungen nach sich ziehen müßte. Vielleicht, beinahe sicher sogar ist er zu den Verhandlungen mit Deutschland sowohl wie mit Italien augenblicklich nicht der geeignete Mann; aber jeder andere, selbst Poincaré oder Tardieu, verlöre dabei von vornherein die Seele seiner Nation, ohne die das Ergebnis völlig Null sein muß, wenn es nicht gar eine Katastrophe vorbereitet. Dies ist die Tragik der gegenwärtigen französischen Politik: daß in keinem Sinne eine positive Entwicklung möglich erscheint. Sie ist, wie der technische Ausdruck heißt, „blockiert": zwischen einer Ideologie und einem starken nationalen Bedürfnis. Bleibt die tiefe, unstillbare Sorge der Volksseele, die, wir wollen es nicht verkennen, über alle Ränke und Vorurteile hinweg nach einem friedlichen Ausgleich strebt...

Paris, Ende Oktober 1930.

A. Pütz.

Kultur- und Zeitfragen

Was lehrt Lübeck?*)

Das große Unglück, welches zahlreiche Eltern von Lübeck in Trauer versetzte, sollte seine Lehre nicht in persönlichen Vorwürfen erschöpfen. Die Ärzte, welche diese Katastrophe heraufbeschworen haben, sind grober Fahrlässigkeit kaum freizusprechen; aber ganz sind sie nicht individuell haftbar zu machen für Dinge, welche hauptsächlich dem Gesamtzustand ihrer Wissenschaft zur Last fällt, wie sie eben betrieben wird. Man braucht kaum Fachmann zu sein, um den Gedanken, einer ausgesprochenen Degenerations- und Sozialkrankheit (abgesehen von verseuchten Umwelten mit Überwiegen des Ansteckungsfaktors) durch Immunisierung zu Leibe zu gehen, leicht abenteuerlich zu finden. Allein von der mechanistischen und atomistischen Grundeinstellung aus, welche noch immer die Heilkunde weithin beherrscht,

*) Eben kommt uns eine Schrift des bekannten Reichstagsabgeordneten und Mitglieds des Reichsgesundheitsrates Dr. Julius Moses zuhanden, welche die oben berührten Fragen mit großer Entschiedenheit, aber durchaus sachlich behandelt: „Der Kampf um die Kurierfreiheit"; Dresden-Radebeul, Verlag Madaus.